

Matthias Drobinski

Bricht die Kirche auf?

Nachfrage aus der Außenperspektive

Der kritische Journalistenblick sieht in der katholischen Kirchenlandschaft zunächst weniger Aufbruch, denn Krisenphänomene und Widersprüche.

Doch die Übergangszeit, in der die Kirche steckt, zeigt sich auch dem Beobachter von außen letztendlich chancenreich.

● Ich möchte Ihnen erzählen, wie ich einmal 200,- DM verdient habe – und das in zehn Minuten. Das war in den Zeiten, als die Verlage noch Geld hatten und ihre Redakteure Informationshonorare zahlen durften, wenn sie nicht mehr weiterwussten und Kollegenhilfe brauchten. Ich war gerade Redakteur bei Publik-Forum geworden, da rief mich eine Kollegin aus Hamburg an: »Sag mal, was ist denn das: eucharistischer Gottesdienst?« »Nie gehört«, musste ich passen: »Ich kenne eucharistisch, ich kenne charismatisch, aber eucharistisch – tut mir Leid.« – »Du musst es kennen«, rief die Kollegin, und sie klang ehrlich verzweifelt, »das ist doch, wenn die Katholischen mit den Evangelischen in die Kirche...« Es tut mir bis heute Leid, dass ich nicht so schlagfertig war und in den Hörer gerufen habe: »Du meinst ökonomisch ...«

Ich erzähle von meinem schnell verdienten Geld, weil ich Ihnen heute Abend eine Außen-

perspektive nahe bringen soll, die Perspektive eines Journalisten, der sich immerhin so weit mit den Kirchen beschäftigt, dass ihn die Kollegen, denen die Religion fremder ist als die Kalahari in Afrika, um Rat fragen. Trotzdem: Das Wort Außenperspektive ist bewusst gewählt, denn es ist ein Missverständnis, wenn man annimmt, dass Journalisten ganz viel von der Basis wüssten, wer oder was das immer sein mag.

Die journalistische Arbeit ist flüchtig. Sie vereinfacht, denn sonst kapiert der einfache Zeitungsleser ja nie, was ein eucharistischer Gottesdienst ist. Ich komme als Journalist zwar viel herum, treffe viele verschiedene Menschen – aber was tatsächlich in Gemeinden oder Jugendgruppen, Verbänden, Klöstern, Familienkreisen, Seniorentreffs oder auch Pfarrerrinkeln aufbricht: Das wissen Wissenschaftler oder Profis der Kirche im Zweifel besser als ich.

Ich kann aber über meine Arbeit reden, als innenpolitischer Redakteur der Süddeutschen Zeitung mit dem Fachgebiet Kirchen, Religionen, Glaube und Unglaube. Davon, wie sich mir die Kirchen darstellen, wie sie in meiner säkularen Redaktion gesehen werden. Bricht da etwas auf, wenn man den journalistischen Blick über Deutschlands Kirchtürme, Ordinariate, Pfarrheime schweifen lässt – einen Blick, der dazu noch

geschärft ist, das Negative zu sehen, den Konflikt, das Problem?

Neuaufbruch?

● Das Wort Neuaufbruch ist mir in der jüngsten Zeit häufiger begegnet, aber in einem anderen Zusammenhang als dem, der bei dieser Tagung wohl gemeint ist. Die Rede vom Neuaufbruch ist zum Topos konservativ-charismatischer Gruppen geworden, vom Opus Dei über die Legionäre Christi bis hin zur Jugend 2000. Das Alte, das ist für sie die katholische Kirche in Deutschland mit ihrem Intellektualismus, ihrem Tarnkappen-Protestantismus, ihren aufmüpfigen Verbänden und ihrer unzuverlässigen Theologie, mit ihren ewigen Konflikten um Demokratie und Kirche, Zentrale und Ortskirche, ...

Neu, das sind Katholiken, die diese Blockaden hinter sich lassen und einfach ihre Freude am Glauben leben, gegen die innerkirchlichen Kritiker, gegen die ungläubige Welt, in heiliger Zweifellosigkeit und geringem Interesse am Rest der Welt. Dass, wenn man den Kongress »Freu-

»nur gedämpfte Fröhlichkeit«

de am Glauben« besucht, dort weit verbreitetes Jammern, allgegenwärtiger Kulturpessimismus und überhaupt nur gedämpfte Fröhlichkeit herrscht, steht auf einem anderen Blatt. Aber: Das Markenzeichen »Neues bricht auf« ist aus der Sicht des Journalisten besetzt.

Sie möchten, vermute ich, Aufbruch nicht als Chiffre des Rückzugs verstanden wissen, sondern als Anfang eines Weges, an dessen Ende die Kirche Gläubige und Zweifelnde, Kernmitglieder und Fernstehende in neuer Weise anspricht und auch eine Heimat bietet, sie auch mit weniger Geld und Mitgliedern das Gemeinwesen mitge-

staltet, menschlicher und gerechter macht. Was rechtfertigt es, von Aufbrüchen zu reden und anderes zu meinen als die Jugend 2000? Zunächst einmal: Nichts bis gar nichts.

In diesen Tagen wird die Unternehmensberatung McKinsey die Ergebnisse ihrer sehr umfangreichen Untersuchung »Perspektive Deutschland« vorstellen, bei der sie nun zum zweiten Mal fragt, welcher Institution die Deutschen welches Vertrauen entgegenbringen. Nach allem, was ich höre, wird die katholische Kirche dort genauso schlecht, in manchen Bereichen

»Kirche ist egal.«

sogar noch schlechter wegkommen als 2003. Und damals schon waren die Ergebnisse katastrophal: Nur noch elf Prozent der Befragten sagten, sie hätten großes Vertrauen in die katholische Kirche, schlechter kamen nur die Parteien weg. 24% der Katholiken geben ihrer eigenen Kirche in Punkto Vertrauen die Note fünf oder sechs; besonders schlecht ist das Image der Institution dort, wo sie noch als einigermaßen intakt gilt: in Bayern und Baden-Württemberg.

Besonders auffällig war: Die Befragten wollen keine Veränderung mehr. Sie sind nicht wütend auf die Kirche, sie beschimpfen sie nicht. Die katholische Kirche ist ihnen egal geworden, anders als in den 70er-Jahren, wo hinter mancher Wut auf die Kirche die Aufforderung steckte: Ändert euch endlich, damit ich wieder an euch glauben kann!

Das Bild der Kirche hat sich verflüchtigt, in Nichts aufgelöst – und was kann man von einem Nichts schon erwarten? Man kann über manche Methode der Untersuchung diskutieren, aber auch die Reaktion vieler Bischöfe lautete vor einem Jahr: Für eine Institution, die wörtlich von ihrer Glaub-Würdigkeit lebt, sind solche Ergebnisse eine Katastrophe.

Vertrauenskrise

● Das Bild, das die katholische Kirche abgibt, vielfach auch in meiner Redaktion, ist also erstens das Bild einer Institution in der Vertrauenskrise. Bei McKinsey und in anderen Umfragen schneiden die Caritas, aber auch die Pfarrer als Beruf und Lebensstand deutlich besser ab als die Kirchen, aber dass die Institution, die ja nach kirchlichem Verständnis die Stiftung Christi ist, auch vielen Gläubigen zum Problem geworden ist, das ist ein deutliches Krisenzeichen. Die Konflikte, die dieses Bild bestärken, machen einen guten Teil meiner Berichterstattung aus: Da kommt wieder einmal aus Rom ein Papier, das die gegenseitige Gastfreundschaft beim Herrenmahl verbietet oder das Homosexuelle ausgrenzt, das erklärt, was Laien – und da vor allem Frauen – alles nicht dürfen. Da geht der Fall des Pfarrers durch die Zeitungen, dessen Partnerin ein Kind bekommt und der aus dem Kirchendienst ausscheidet. Da sagen die deutschen Bischöfe: Sexueller Missbrauch, das ist ein Thema in Amerika, nicht bei uns, und wenige Tage später steht im Spiegel der erste Missbrauchs-Fall.

Die katholische Kirche stellt hohe Ansprüche an ihre Gläubigen und den Rest der Welt – und öffnet manchmal gerade dadurch der Verlogenheit, der Doppelmoral, dem Zynismus die Tür. Dies ist der Grund, warum viele Leute sagen: »Ich bin katholisch, aber ich bin nicht so.«

»hohe Ansprüche«

Oder warum mich viele ansprechen: »Du bist zwar katholisch – hörst Dich aber doch ganz vernünftig an.« Dieses gesplante Bewusstsein, dass man vieles nicht akzeptieren kann, was von der Institution kommt, aber sich doch als katholisch sieht, verhindert, dass Neues in der Kirche entsteht.

Es ist ja interessant zu beobachten, dass die konservativen und charismatischen Gruppen, die den Neuaufbruch in der Kirche für sich reklamieren, gerade diese Kluft ins Visier nehmen: Schluss mit der Meckerei über Rom; wer Neues in der Kirche will, muss die alten Konflikte überwinden, fröhlich glauben, was katholisch ist – und wer das nicht will, der kann ja gehen. Vielleicht sind manche charismatische Gruppen ja deshalb mancherorts erfolgreich, weil viele Kirchenmitglieder diese Konflikte als sinnlos erleben: Die einen gehen genervt ganz raus, die anderen wollen irgendwann nicht mehr dauernd über den Zölibat diskutieren.

Kommunikationskrise

● Diese Kirche in der Vertrauenskrise müsste nun versuchen, das verloren gegangene Vertrauen wiederzugewinnen. Aber sie ist gleichzeitig eine Kirche in der Kommunikationskrise. Sie pflegt ihre eigene Sprache und ihre speziellen

»gemeinsame Sprachebene verloren«

Begriffe, aber auch die eigenen Kanäle. Ich möchte sogar so weit gehen und sagen: Die Kirche und wir Journalisten haben unsere selbstverständliche gemeinsame Sprachebene verloren.

Das beginnt bei einfachen Begriffen: Welcher Kirchenmann kann einem Journalisten erklären, was der Unterschied zwischen einem Gemeinde- und Pastoralreferenten ist – so, dass der Journalist es hinterher auch einigermaßen korrekt schreibt? Wer kann verständlich machen, um was es beim Streit um das Abendmahl beim ökumenischen Kirchentag in Berlin ging – und was das mit der örtlichen Gemeinde zu tun hat? Welche Einladung einer Kirchengemeinde listet

nicht nur Gottesdienstzeiten auf und gibt die Adresse der Krabbelgruppen-Muttis an, sondern kann erklären, um was es in der Gemeinde geht – um die Begegnung mit Gott und den Menschen nämlich?

Die Kirchenmitarbeiter und Kirchengruppen haben sich eine manchmal sehr verquaste, unkonkrete, manchmal auch pseudopoetische Sprache angewöhnt, die einem manchmal die Fußnägel hochbiegt, wenn man sie hört: Am Ende ist der Pfarrer halt doch ein Stück weit betroffen, dass die Kirche die Mitgliederinnen und Mitglieder nicht halten kann, wo man doch eine Strecke den Weg gemeinsam gehen wollte, um zu zeigen, dass die Liebe des Herrn ist wie Gras und Ufer, Wind und Weite. Ob man wieder mehr Himmel wagen sollte? Oder wenigstens etwas mehr durch die Stille hindurch hören? Das sind Metaphern einer Insider-Kultur, die allen, die neu in eine Gemeinde kommen, signalisieren: Mach erst einmal einen Sprachkursus, wenn du bei uns mitreden willst.

Gerne wohnen solche Sprachbilder übrigens bei den Kirchenreformern von »Wir sind Kirche«. Ich sollte einmal über die Forderung der Kirchenvolksbewegung schreiben, Frauen zum Priestertum oder wenigstens zum Diakonats zuzulassen. Das Anliegen stieß bei den Kollegen natürlich auf große Sympathie, doch als ich den Namen der Frauen-Gruppe sagte: »Lila Stola«,

»schlicht kurios«

da brach Heiterkeit aus. In den Ohren der Kirchen-Frauen hatte der Name pffiffig geklungen. Die SZ-Redakteurinnen und -Redakteure finden solche Namen schlicht kurios. Unter »Kirchen-Aufbruch« würden sie übrigens eine gesetzeswidrige Handlung am Opferstock verstehen.

Es kommt inzwischen sogar eher vor, dass wir Journalisten und noch mehr die Werbung die

alten Begriffe der Kirchen verwenden: Glaube, Liebe, Hoffnung, Sünde und Hölle und Himmel, Engel und Teufel, Verführung, Beichte und Gebet. Wir tun das mit Augenzwinkern, der drastischen Bildkraft wegen, und manchmal bin ich schon unangenehm berührt, wenn feiste Männer

»latentes Beleidigtsein der Kirchen«

im Kardinals purpur auf Plakaten von einer Tiefkühlpizza künden, die eine Sünde wert sei. Die Kirche benutzt diese Wörter nicht mehr ungebrochen. Aber ihr ist es nicht gelungen, die alten mit neuem Leben zu füllen oder neue von gleicher Kraft zu finden.

Diese Sprachschwierigkeiten führen zu einem latenten Beleidigtsein der Kirchen, wenn sie mit der nichtkirchlichen Öffentlichkeit umgehen müssen. Das geht bei den Bischöfen los: Zwangsarbeiter – hatten wir nie, hieß es bei der Bischofskonferenz, alles nur Erfindungen missgünstiger Journalisten. Erst als der Skandal da war, entschloss sich die Bischofskonferenz, einen eigenen Fonds aufzulegen. Und es endet beim Dorfpfarrer, der sich auch nicht gerne den Spiegel vorhalten lässt – das verzerrt doch nur.

Immer noch kein Aufbruch

- Also: immer noch kein Aufbruch. Aber vielleicht wachsen ja hervorragende Priester, Pastoralreferentinnen oder Gemeindeferenten nach, die in einigen Jahren die Gläubigen und Halbgläubigen mitreißen. Doch – ach. Dass die Zahlen der Priesterweihen historisch niedrig sind, ist bekannt, dass das Durchschnittsalter der Priester steigt und steigt, genauso. Nun ist immer noch das Zahlenverhältnis Priester-Gläubige besser als

in vielen anderen Ländern – aber es ist auch der Priesterstand selber in der Krise.

Priester sind oft einsam, sie sind häufig überfordert damit, Seelsorger und Psychologe, Manager, Arbeitgeber, Kommunalpolitiker und Beispiel für ein gottgefälliges Leben sein zu müssen. Und wer heute noch ins Priesterseminar geht, ist entweder schon am Rande des heroischen Tugendgrades, oder er hat ein Problem. Es fehlt der Mittelbau, hat mir neulich eine Professorin ge-

»Es fehlt der Mittelbau.«

sagt. Es gibt die Tollen, die aus tiefster Überzeugung Priester werden, und es gibt jene, die vor dem Leben ins Seminar fliehen, vor ihrer Sexualität – oft Homosexualität –, und die dann ihre Probleme religiös überhöhen.

Egal, wie demokratisch man denkt, eine Kirche strahlt auch mit den Menschen, die sie repräsentieren, oder eben auch nicht. Das gilt auch für die so genannten Laientheologen (auch so ein Wort, das außerhalb immer wieder für Verwunderung sorgt). Lange konnten die Ordinariate unter den Diplom- und Fachhochschultheologen die Besten aussuchen; die Zeiten sind vorbei. Der Theologie kommen die Studenten abhanden und damit der Kirche auch langfristig die Eliten, die Leuchttürme. Auch deshalb sehe ich es als schweren Fehler, wenn Bistümer sich aus der Pastoralreferentenausbildung ganz, zeit- oder teilweise zurückziehen.

Andererseits hat die Krise schon vorher begonnen: Der Kirche gelingt es immer seltener, junge Frauen und Männer mit Abitur zu überzeugen, dass Theologie das Studienfach ihrer Wahl ist. Und alles, was zum Beispiel die Bayerischen Bischöfe Schönes über die Theologie sagen – dass sie ein Fach über die Fächergrenzen hinaus ist, dass es wie kaum ein anderes die Wissenschaft vom Menschsein ist – das können die

Sparkommissare des Rechnungshofs kontern: Wenn das so ist, warum hat sich die Zahl der Studierenden innerhalb einer Generation halbiert?

Veränderungsbedarf

● Die McKinsey-Studie hat herausgefunden, dass bei den Kirchenmitarbeitern logischerweise die höchste Identifikation mit der Kirche vorhanden ist – aber dass diese Kirchenmitarbeiter auch den höchsten Veränderungsbedarf sehen. Was erstens heißt: Veränderungsbedarf zu sehen, ist heute eher ein Zeichen von hoher Identifikation mit der Kirche als ein Beweis der Kirchenferne. Zweitens aber: Wenn so viele Mitarbeiter dringenden Änderungsbedarf sehen, dann besteht er entweder tatsächlich – oder es gibt ein drängendes Leitungs- und Kommunikationsproblem, weil die Leitung der Kirche nicht mehr nach »unten« vermitteln kann, warum diese Kirche so ist, wie sie ist. Langfristig führt eine Kom-

»Kombination von Identifikation und Veränderungsbedarf«

bination von hoher Identifikation und der Wahrnehmung von dringendem Veränderungsbedarf zu Frust. Und der ist tatsächlich bei vielen Kirchenmitarbeitern zu spüren. Wenn ich welche treffe, höre ich oft: »Sie haben aber einen schönen Beruf.« Ich höre aber selten, dass einer sagt: »Ich habe den schönsten Beruf, das schönste Amt, das man sich wünschen kann.«

Ein anderes Problem wird erst die Finanzkrise an den Tag bringen, die ich ohnehin für eine große Verändererin halte: Das Verhältnis von Haupt- zu Ehrenamtlichen muss sich ändern. Die Kirche soll das Ehrenamt fördern, sagen Bischöfe aus nahe liegenden Motiven – aber auch zu recht. Nur: Viele Hauptamtliche sind es nicht ge-

wohnt zu aktivieren und dann loszulassen. Sie haben oft zu wenig Vertrauen in die Kompetenz der Ehrenamtlichen.

Neugiersympathie

● Also: Vertrauenskrise, Kommunikationskrise, Mitarbeiterkrise, dazu weniger Geld, weniger Mitglieder. Die Tagung über Aufbrüche in der Kirche müsste eigentlich ausfallen, einen Kirchenredakteur kann sich ein Zeitungshaus in Geldnot eigentlich sparen. Trotzdem kann die Tagung stattfinden. Trotzdem schreiben wir in der Süddeutschen auch für mich oft überraschend viel über Kirchen, Religionen, Glauben – durchaus immer wieder kritisch, aber nicht insgesamt negativ, wie ich finde.

Es gibt in den Redaktionen, die ich kenne, auch gar keine richtige Kirchenfeindschaft, die Zeiten sind vorbei. Es gibt ein großes Nichtwissen, siehe eucharistischer Gottesdienst, es gibt Klischees, aber es gibt auch viel Neugier. Sonst hätte die Kollegin ja gar nicht Rat suchend beim mir angerufen. Gerade bei jungen Kollegen erlebe ich jenes Phänomen, das Thomas Mann einmal als »Neugiersympathie« beschrieb: »Ist ja interessant! Was es da alles gibt!«

Es stimmt: Der Durchschnittsdeutsche erwartet sein Heil nicht mehr von Glauben und Christentum, eher noch von Wissenschaft und Medizin. Er ist am Nächstliegenden interessiert, an dem, was ihm jetzt gerade nutzt. Man könne

»in der Minderheit«

die Dinge ohnehin nicht ändern, die Wirtschaft, die Wissenschaft seien unbeeinflussbar. Das christliche Menschenbild, auf das die Kirchen stolz sind, ist vielleicht noch nicht einmal bei den Kirchenmitgliedern mehrheitsfähig – und hier

geht es gar nicht um die Reizthemen Pille und Kondom, Priesterinnen und Zölibat. In diesem Sinne sind die Kirchen in der Gesellschaft schon jetzt in der Minderheit; wobei zu fragen wäre, ob sie in diesem Sinne jemals in der Mehrheit waren – und inwieweit Mehrheit ein Kriterium des Christlichen ist.

In der gleichen Zeit jedoch hat – und das spüre ich auch in meiner Arbeit – das Religiöse in der Gesellschaft eine Wiedergeburt erfahren: Was macht Wert und Würde des Menschen aus? Wie groß ist der Vorrat an Gemeinsamkeiten in einer Gesellschaft, die andererseits davon lebt, plural zu sein? Welches zerstörerische, aber auch welches friedensstiftende Potenzial haben die Religionen?

Durch den technischen und wissenschaftlichen Fortschritt werden Entscheidungen in der Politik, der Wirtschaft und der Wissenschaft zunehmend Wertentscheidungen: Nicht mehr, ob wir dieses oder jenes können, ist entscheidend, sondern, ob wir sollten, was wir könnten. Es gibt also eine Gegenbewegung zur gerade beschriebenen utilitaristischen Grundstimmung. Es gibt ein Bedürfnis nach Werten, Ethik, Moral, letzten Dingen, aus kirchlicher Sicht halbgar und

»Bedürfnis nach Werten, Moral und letzten Dingen«

vage formuliert, von De-facto-Heiden, Pro-forma-Kirchenmitgliedern und treuen Fernstehenden.

Wir Journalisten interessieren uns natürlich für Konflikte und Skandale – dafür sind wir da, das ist unsere Kontrollfunktion, auch bei den Kirchen. Wir interessieren uns aber auch dafür, was die Kirchen und die Christen vertreten, was sie zum Wertewandel sagen, zur Zukunft der Zivilgesellschaft in den Zeiten des Terrors, zur Gentechnik und zum Umbau des Sozialstaats. Nicht um fertige Antworten zu hören, sondern um zu

merken: Da macht sich eine Gruppe, eine Institution Gedanken, ermöglicht den Diskurs, bietet ihm ein Fundament.

Besonders groß ist unser Interesse aber dort, wo Christen und Kirchen den Menschen näher sind, als wir das oft sein können. Wenn es da ein Hospiz für sterbende Kinder gibt; oder eine Kirche, die einfach ihre Türen öffnet, für alle, die kommen wollen, den Banker wie den Obdachlosen; oder wenn Protestanten und Katholiken, Linke, Konservative, Charismatiker, Buddhisten, Muslime, Juden und überzeugte Atheisten von ihrem Glauben oder Unglauben erzählen; oder wenn es Menschen gibt, die überzeugend und glaubwürdig ihren Glauben leben, egal ob Bischof, Landesbischofin, Basis-Christ.

Engagement und Freiheit

- Wenn ich bei meinen Recherchen in Kirchengemeinden komme, wenn ich mit Gemeindegliedern rede, mit Leuten aus den kirchlichen Verbänden, dann begegnet mir immer wieder ein Maß an Engagement, an Einsatz, an Begeisterung und tiefer Gläubigkeit, das mich erstaunt, das ich auch bewundere. In der katholischen Kirche ist, gemeinsam mit der evangelischen Kirche, das größte bürgerschaftliche Engagement in der Bundesrepublik Deutschland versammelt.

Ich weiß, dass es Kirchengemeinden gibt, die jeden Besucher gruseln machen. Aber alles in allem gilt: Wer erleben will, was der Satz des ehemaligen Verfassungsrichters Böckenförde bedeutet, dass der freiheitliche säkulare Staat von Voraussetzungen lebt, die er selber nicht garantieren kann, der muss die christlichen Gemeinden, Verbände, Initiativen in Deutschland besuchen.

In diesen Gemeinden, Verbänden, Initiativen sind die einzelnen Christen so frei wie nie.

Nie zuvor konnten Frauen so viel Verantwortung übernehmen wie jetzt, nie zuvor waren Priester so häufig brüderliche Partner ihrer Gemeinden. Zum 40. Jahrestag der Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils ist viel darüber geschrieben worden, was dieses Konzil verändert hat – die Freiheit des katholischen Christenmenschen in seiner Gemeinde ist eine der am tiefsten greifenden Veränderungen.

Doppelgesicht

- Eine frappierende Ungleichzeitigkeit: Erstaunlich, wie viele Möglichkeiten diese Kirche hat – und ebenso erstaunlich, wie wenig sie immer wieder daraus macht. Aber warum sollte es der katholischen Kirche in Deutschland auch anders gehen als der Gesamtkirche? Da spricht in Rom Papst Johannes Paul II. den Gründer des Opus Dei heilig, Josémaría Escrivá, den Gründer eines Werks, das auch heute Geißel, Bußgürtel und verbotene Bücher kennt. Der gleiche Papst geht, wie noch kein Pontifex vor ihm, auf die Juden zu – und spricht dann Papst Pius IX. selig,

»Janus zu den Ehren der Altäre«

eine Symbolfigur der kirchlichen Judenfeindschaft. Da begraben Katholiken und Lutheraner ihren Lehrstreit um die Rechtfertigung – und dann erklärt die Glaubenskongregation in ihrem Schreiben Dominus Jesus den Protestanten, dass sie im engeren Sinn gar keine Kirche seien. Im Vatikan reden Kontinentalsynoden von mehr Eigenständigkeit der Ortskirchen – den deutschen Bischöfen wird verboten, ihren Weg der Schwangeren-Konfliktberatung weiterzugehen.

Die katholische Kirche hat Heilige für fast alle Lebenslagen. Aber einen noch könnte sie taufen und im Anschluss gleich zu den Ehren der Al-

täre erheben: Es ist Janus, das gute alte Doppelgesicht aus der römischen Mythologie. Denn doppelgesichtig ist die katholische Kirche, vorwärts- und rückwärtsgewandt zugleich, mutig und ängstlich, sich öffnend und verschließend.

Dies lässt sich nicht einfach mit dem Spannungsverhältnis von Bewahren und Verändern, Tradition und Reform erklären, in dem gerade die katholische Kirche als Erinnerungsgemeinschaft stehen muss und auch soll. Das katholische Janusgesicht ist Abbild jener Übergangszeit, in der sich die katholische Kirche befindet, in der Altes und Neues gleichzeitig existiert, der Blick sowohl nach vorne als auch nach hinten geht. Der Problemstau der katholischen Kirche ist enorm gewachsen. Wenn es einen Grund für den Frust vieler Kirchenengagierter gibt, mag er darin liegen. Andererseits – es wohnt in jeder Übergangszeit genauso viel Hoffnung wie Frust.

Das Widersprüchliche in der katholischen Kirche ist nicht nur der Widerstreit zwischen gestrig und heutig – es beschreibt eine Auseinandersetzung um die Zukunft dieser Kirche. Es

»zwei verschiedene Zukunftsperspektiven«

geht also um zwei verschiedene Zukunftsperspektiven, die sich da anbieten, mal im Widerstreit, mal unverbunden nebeneinander stehend.

Die eine sagt, vereinfacht beschrieben: Die katholische Kirche wird die institutionelle Macht, die sie derzeit in Deutschland hat, nicht

in dieser Form halten können. Also muss sie ihr Profil schärfen, muss gerade in einer pluralistischen Gesellschaft mit undiskutierbaren Glaubenssätzen einen Kontrapunkt setzen zur Beliebigkeit der Postmoderne. So kann sie sich erneuern, charismatisch, weniger auf den grüblerischen, selbstzweifelnden Diskurs ausgerichtet als vielmehr auf den fröhlichen Vollzug des Glaubens. Es ist ein klares Konzept, am intelligentesten vertritt es Kardinal Ratzinger, der Präfekt der Glaubenskongregation, in seinen Interviewbüchern mit dem Publizisten Peter Seewald.

Die andere sagt: Salz in der Suppe und Sauerteig im Bottich können wir nur sein, wenn wir uns nicht zurückziehen, sondern trotz des Verlusts an institutioneller Macht präsent bleiben, quer zur Gesellschaft, aber als integraler Teil, unbequem, aber nicht in Distanz verharrend. Ein schwieriger Weg, der die Gefahr mit sich bringt, dass eine Kirche profillos wird, die diesen Weg beschreitet. Aber besser als der Rückzug wäre er – aus meiner Sicht – allemal.

Wohin die katholische Kirche gehen wird, ist noch nicht einmal für uns Journalisten, die Besserwisser, vorherzusagen. Ich glaube, dass diese katholische Kirche mit all ihren Macken und Merkwürdigkeiten eine Chance hat: wenn es ihr gelingt, sich an die Spitze der Suchbewegung nach Wert und Würde des Menschen zu setzen, wenn sie in heiliger Unbefangenheit die Gottesfrage stellt, mit all ihren Widersprüchen, in dieser widersprüchlichen Zeit.

Internethinweis:

Die Ergebnisse der Studie von McKinsey sind nachzulesen unter: www.perspektive-deutschland.de